

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 9.

Mittwoch, 11. Januar

1928.

(B. Fortsetzung.)

Jugendliebe.

(Nachdruck verboten.)

Familienroman von Grete v. Sah.

5.

Von den seidenbeschilderten Lampen, die auf den Tischen der Terrasse standen, verlösch langsam eine nach der anderen.

Die Terrasse leerte sich.

„Wir wollen auch gehen“, mahnte die Baronin und sah dabei auf Agnes, die blaß und müde war.

„Erst du?“, fragte sie.

Agnes zog die schmalen Schultern fröstelnd zusammen.

„Hast du keinen Mantel mit?“, fragte Konni besorgt.

„Nein, wir dachten nicht daran, so lange zu bleiben“, sagte die Majorin; und sich an Hede Lie wendend, bat sie: „Vielleicht könnten Sie Agnes einen Schal leihen?“

„Gern, gnädige Frau.“

Man sollte nur einen Augenblick warten, sie wollte ihn selbst holen. Während sie fort war, nahm Treu den Oberst beiseite.

„Sag' mal, was ist mit diesen Lies los?“

Der Oberst begriff nicht. „Was soll mit ihnen los sein?“

Treu kniff ein Auge zu und sah den Schwager mit einem verschmitzten Lächeln an.

„Leben die nicht ein bißchen über ihre Verhältnisse? Denn, weißt du, daß Hotelwirte für ihre Töchter ungariße Vollblutperde kaufen, hab' ich heute zum erstenmal gehört.“

„Warum sollen sie nicht, wenn sie das Geld dazu haben. Lie ist reich. Er hat nur die eine Tochter, der möchte er nun den Himmel auf Erden schaffen.“

„M — tja — das kann ich schon verstehen, ein famoses Mädchen ist diese Hede“, sagte Treu nachdenklich, „wie sind die Alten?“

„Du kennst sie nicht?“

„Ne, habe nicht die Ehre.“

„Ja, weißt du, näher kenne ich sie auch nicht. Der Lie stellt hier ziemlich viel vor, ich möchte behaupten, er ist in Wienrode tonangebend. Er hat nicht nur die „Waldlust“ groß gemacht, sondern auch den Ort. Dafür soll er kolossal viel geopfert haben.“

„Ist er von Hause aus reich oder hat er alles erst selbst geschafft?“

„Er wird wohl vom Vater schon ein Vermögen geerbt haben, die „Waldlust“ hat er als kleinen, anständigen Gasthof übernommen. Und als Gasthof war die „Waldlust“ schon im Besitz seines Großvaters gewesen. Lie hat erst etwas daraus gemacht. Heute sind etwa zweihundert Zimmer im Hause. Das will was heißen. Man sagt, der gute Lie soll das Geld nur so scheffeln. Und wie das nun schon so ist, durch den Reichtum ist die Familie zu hohem Ansehen gekommen.“

Hede kam zurück und legte Agnes den Schal um die Schultern.

„Also morgen früh werd' ich Sie auf Ihrem Bollhut bewundern“, sagte Treu, sich von Hede verabschiedend.

„Dann müssen Sie sehr früh aufstehen, Herr Baron, um fünf Uhr reit' ich aus.“

Konni fragte, ob er nicht einmal mitmachen könne?

„Gewiß, ich werde meinen Vater bitten, daß er dir sein Pferd gibt.“

„Hede, wenn du das tätest, ich würde dir ewig dankbar sein.“

Sie lachte. „Das ist gar nicht nötig, komm nur morgen früh, aber verschlaf es nicht. Ich würde mich sehr freuen.“

Sie schüttelten sich die Hände wie gute Kameraden. Agnes wurde ungeduldig: „So wollen wir doch schon endlich gehen“, mahnte sie.

Konni begleitete die Majorin und Agnes nach Hause und Treu ging noch ein Stück Weges mit seinen Verwandten.

„Woher kommt eigentlich diese Intimität zwischen Konni und Fräulein Lie?“ fragte Treu seine Schwester.

„Sie sind zusammen zur Schule gegangen.“

„Ist sie denn nicht viel älter als Konni?“

Die Baronin sah ihn erstaunt an.

„Nein, kommt sie dir schon so alt vor?“

„Nicht alt, aber doch schon sehr viel gereifter als Konni, auch als Fräulein Ihe.“

„Hede wird neunzehn sein.“

Treu rechnete im stillen, neunzehn bis sechsunddreißig, gleich siebenzehn. Siebzehn Jahre war er älter! Er nahm seinen Hut ab und ließ den kühlen Nachtwind über den erhitzten Kopf streichen. Siebzehn Jahre! Das war ein ziemlicher Altersunterschied. Aber was wollte er eigentlich? Er strich sich über die Stirn. Donnerwetter, man hatte doch ein bißchen viel getrunken!

„Lies weißer Burgunder war gut“, sagte er zu seinem Schwager, „aber mir scheint, ich habe mich etwas übernommen.“ Und ohne Übergang sagte er: „Der olle Lie ist so'n Biederfrot, was?“

Der Oberst sah ihn erstaunt an.

„Nein, wie kommst du darauf?“

„Ich stelle mir ihn so vor.“

„Er ist, glaube ich, ein gebildeter Mensch. Rittmeister der Reserve.“

„Ach, wirklich?“ Treu blieb stehen. „Nun erlaubt, daß ich mich verabschiede, ich bin müde, kann es kaum erwarten, in die Klappe zu kommen.“

Langsam ging er zum Tal zurück. Bevor er ins Hotel ging, blieb er stehen, um auf das Rauschen des Wehrs, das dem Hause gegenüberlag, zu lauschen. Ob Hede das nun auch hörte? Sie lag wohl längst in ihrem Bett. Er sah ihr hochmütiges Gesicht mit den großen, kühlen Augen vor sich. Ein famoses Gesicht! Wieviel hübsche Gesichter hatte er schon gesehen, aber keines, das ihm besser gefallen hätte als Hede Lies. Sie war entzückend. Und wie eigenartig ihr Name klang: Hede Lie. Der Klang sah ihm im Ohr. Er hätte immerfort sagen mögen: Hede Lie, Hede Lie. Ob Hede wohl schon jemand hatte, den sie liebte. Möglich wär' das schon. Vielleicht gar den Konni? Er nahm sich vor, aufzupassen.

In den nächsten Tagen waren Konni und Hede viel zusammen; sie ritten des Morgens zusammen aus und machten, nachdem sie im Garten der „Waldlust“ geprüßt hatten, einen Spaziergang durchs Tal. Auf

dem Rückweg trafen sie gewöhnlich Baron Treu, der sich ihnen dann anschloß. Konni hatte seinen stillen Spaß daran, daß der Onkel sich wie ein Tugendwächter stets in Hedes und seiner Nähe hielt. Seit einer Woche waren sie Abend für Abend auf der „Waldlust“-Terrasse. Es war ganz selbstverständlich, daß Baron Treu, Holldorfs und Hedes am Liebes- und Familienstisch Platz nahmen. Es schien, daß man sich in diesem allabendlichen Zusammensein freundschaftlich näher kam. Bisher hatte es zwischen Holldorfs und Lies — trotz Hedes und Konnis Freundschaft — nie mehr gegeben, als den nachbärtlichen Gruß, jetzt unterhielt man sich gern und angeregt miteinander. Und alle, selbst die Majorin Ihde, die über die Mäßen hochmütig war, fanden, daß Lies ganz reizende Menschen waren, besonders die Frau, deren Ebenbild Hede war. Man vergaß in ihrer Gesellschaft, daß sie die Tochter eines Kochs und jetzt die Frau eines Hotelwirts war. Sie war sehr klug und gebildet. Lie war beides, doch nur in beschränktem Maße. Schon sein Äußeres ließ auf den ersten Blick den behäbigen Hotelwirt erkennen. Mit Vorliebe sprach er auch nur von seinem Geschäft. Und sprach er nicht von diesem, so davon, daß er ein von Ehrenämtern überlasteter Mann sei; auch verschmähte er nicht, mit seinem Reichtum zu prahlen.

„Mit dem ollen Lie ist nicht viel Staat zu machen“, sagte Treu eines Abends, als er seine Verwandten nach Hause begleitete, „aber das hab' ich mir gleich gedacht.“

Der Oberst sah ihn erstaunt an.

„Ja, was hattest du denn mit ihm vor?“

„Nischt, was soll ich mit ihm vorhaben?“ Treu schien verärgert zu sein.

„Ich dachte, du hättest an dem Zusammensein mit Lies viel Freude“, sagte seine Schwester.

„Na, an dem Zusammensein mit dem ollen Lie nun gerade nicht, Hella, das glaubst du ja wohl selbst nicht.“

Er verabschiedete sich.

„Ich bin müde, es wird jetzt immer sehr spät, daß man in die Klappe kommt.“

Holldorfs waren dafür, die Abendsitzungen in der „Waldlust“ aufzugeben.

„Na, das wollen wir uns noch überlegen.“ Treu küßte seiner Schwester die Hand.

Als er fort war, sagte der Oberst: „Mir scheint, er hat sich in Hede Lie verliebt.“

Die Baronin zog die Schultern.

„Möglich, aber das hätte nichts zu bedeuten. Benno fängt schnell Feuer, aber es verlöscht ebenso schnell wieder.“

Der Oberst wiegte den Kopf hin und her.

„Es kann auch mal anders kommen. Jedenfalls wäre es sehr ärgerlich, wenn er hier hängen bliebe. Ich danke für die Verwandtschaft Lie. Es sind gewiß liebe und nette Menschen, aber Hede unsere Schwägerin — das möchte ich doch nicht gern.“

„Du hast nichts zu befürchten, Oskar. Du hast doch gehört, wie er über Hedes Vater sprach, das klang nun nicht danach, als ob er den Wunsch hätte, ihm verwandtschaftlich näherzutreten. Ich vermute, daß auch Hede Lie nicht den Wunsch hat. Denk' doch an den Altersunterschied zwischen den beiden.“

„Na, hoffen wir, daß Benno unangefochten bleibt.“

Am darauffolgenden Abend ging man nicht in die „Waldlust“, sondern Treu verbrachte ihn bei seinen Verwandten, wo er auch die Majorin Ihde und Agnes traf.

Während eines kurzen Alleinseins mit Konni fragte er diesen, warum seine Mutter nicht Hede gebeten habe, es hätte sich doch wohl so gehört.

„Ich werde sie holen“, schlug Konni vor. Benno sah ihn nachdenklich an.

„Das wird nicht gehen.“

„Warum nicht, ich sage ihr, daß meine Mutter mich schickt.“

Benno ging achselzuckend von ihm fort.

Konni überlegte einen Moment, dann entschloß er sich, zu Hede zu gehen. Im Vorhaus stieß er auf Agnes. „Willst du fort gehen?“ fragte sie. Er sagte ihr, daß er zur „Waldlust“ wolle.

„Ich komme mit.“

Ihre Begleitung war ihm eigentlich nicht recht, aber er konnte sie nicht gut ablehnen. Auf der Straße angekommen, fragte Agnes, was er in der „Waldlust“ vor habe.

„Ich will Hede bitten, daß sie zu uns kommt.“

Agnes sah ihn lächelnd an.

„Ach, das geschieht wohl im Auftrage deines Onkels, es ist doch wohl zu schwer, die Abwesenheit Hedes zu ertragen?“ Und ohne Konnis Antwort abzuwarten, sagte sie: „Schade, daß deine Hoffnung auf Adelsreut nun auch in Trümmer gehen wird.“

Konni begriff nicht gleich, was sie damit sagen wollte.

„Wieso?“

Sie lächelte bitterlich.

„Na, wenn dein Onkel Hede heiratet, so ist es doch so gut wie ausgeschlossen, daß du ihn einmal beerben wirst.“

Konni sah sie fragend an.

„Ja, Konni, ich begreife dich nicht, daß du so ahnungslos bist, du mußt blind sein, um nicht zu sehen, wie verachtet Baron Treu in Hede ist.“

„Und wenn schon, das hätte nichts zu sagen. Versteht sich und heiraten ist zweierlei. Die Treus sind eine verteuflert hochmütige Gesellschaft und Onkel Benno ist der schlimmste von ihnen. Auch könnte ich nicht einsehen, warum Hede ihn heiraten sollte, wenn er es wirklich wollte, die kriegt andere. Mein Onkel ist ziemlich zwanzig Jahre älter als sie.“

Agnes lächelte.

„Aber wenn er ihr doch gefällt?“

„Hat sie dir das gesagt?“

„Das braucht sie mir nicht erst zu sagen, das seh' ich so.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schlittenfahrt.

Von Hugo v. Köller.

Es ist lange her, daß im deutschen Vaterland die Winterfreuden für jung und alt nur in Schlittenfahrten, Schlittschuhlaufen und ähnlichem bestanden. Der vielseitige moderne Wintersport hat die alten, einfacheren Vergnügungen verdrängt. Wenn früher die großen weissen Floden lautlos auf die Erde niederzogen und sich allmählich eine hohe Schneeschicht bildete, so erwachte die Freude auf Schlittenfahrten mit Schellengeläut und Peitschentknall. In Städten, und besonders in Großstädten, sind solche ja längst unmöglich geworden, denn hier bedeutet der Schnee nur noch ein Verkehrshindernis, das so schnell als möglich beseitigt werden muß. Aber auch auf dem Lande gibt der Schlitten nur noch da als zwangsläufiges Beförderungsmittel, wo ein Auto im tiefen Schnee nicht durchkommt. Wer aber in seinem Leben oft über freie Schneeflächen unabsehbarer Steppen mit flottem Schlittengepäck dahingefahren ist, wird nie vergessen, welche Freude ihm das Schlittenfahren einst machte.

Manche Jahrzehnte sind verstrichen, seit ich auf der Hochebene der bulgarischen Dobrutschka die Reize der Natur im Winter auskosten konnte. Wie schön war es, wenn der Schnee so hoch lag, daß kein Weg oder Steg mehr zu erkennen war, und ich querselbsten fahren konnte. Aber auch die Unbilden solcher Schlittenfahrten in dem damals noch halbwildem Lande mußten mit in Kauf genommen werden.

Da wohnte in dem Städtchen Dobritsch ein bulgarischer Finanzbeamter, ein Stadtmensch, der jedesmal mit neidischen Blicken auf meinen mit vier Pferden breit bespannten Schlitten blickte, wenn ich mit hellem Schellengeläut bei ihm vorfuhr. Schließlich lud ich ihn und seine Gattin ein, mich einmal auf meinem Gut zu besuchen. Ich wollte sie im Schlitten abholen und am nächsten Tage auch wieder mit dem Schlitten zurückbringen. Sehr dankbar wurde diese Einladung angenommen. Es war anhaltend schönes klares Winterwetter bei durchschnittlich 15 Grad unter Null. Ausgerechnet an dem Tage, an dem ich meine Gäste von Dobritsch abholte, drehte sich der Wind, der Himmel bezog sich. Ich wußte, daß wir Schneetreiben bekommen würden, sagte aber nichts davon, um die Freude an der Schlittenfahrt nicht zu verderben.

Als wir nachmittags aus Dobritsch herausfuhren, setzte bei heftigem Winde bereits ein leichtes Schneetreiben ein. Ich machte einen Umweg, um möglichst lange die von Dobritsch nach Baltisch führende Chaussee zu benutzen, wo wir den Wind von der Seite bekamen. So lange machte die Schlittenfahrt mit den vier flotten Pferden meinen Gästen

riefigen Spaz. Schließlich aber mußte ich dann doch von der Chaussee nach links in die Steppe abbiegen. Daß wir nun ohne Weg quer durchs Land fuhrten, gefiel ihnen schon weniger. Wind und Schnee kamen uns nun direkt von vorn. Schritt vor Schritt ging es in dem hohen Schnee nur langsam vorwärts. Als es dunkel wurde, verloren meine Gäste vollständig das Vergnügen an dieser Schlittenfahrt.

Möglichst unauffällig zog ich meine Büchsilnte hervor, machte sie schußfertig und legte sie auf meine Knie. Dem Finanzbeamten war dies Manöver nicht entgangen; er fragte beunruhigt, ob uns eine Gefahr bedrohe. Ich versneinte dies ganz entschieden und erklärte, es sei nur meine Gewohnheit, bei Dunkelheit hier in der Steppe stets die Flinte in Bereitschaft zu halten. Daß ich mit der Möglichkeit rechnete, Wölfen zu begegnen, verschwieg ich natürlich.

Das Wetter wurde immer schlechter, der Schneesturm nahm zu. Damit steigerte sich auch die Besorgnis des Finanzbeamten und besonders seiner Gattin, die bereits fürchtete, wir könnten in dem Schneesturm umkommen. Es kam dazu, daß die Leutchen sich für eine solche Fahrt nicht warm genug gekleidet hatten; sie froren jämmerlich. „Wie lange fahren wir noch?“ fragte er. — „Noch etwa eine Stunde“, erwiderte ich, um ihm nicht wahrheitsgemäß zu sagen, daß wir bei diesem Unwetter noch mindestens zwei Stunden unterwegs sein würden. — „Können Sie auch den Weg sehen?“ fragte die Dame. — „Nein, den konnte ich nicht sehen, weil gar keiner da war.“ — „Finden Sie auch hin nach Ihrem Gut?“ — „Ja, ich finde hin.“ — „Können wir auch in irgend eine Grube stürzen?“ — „Nein, hier sind keine Gruben.“ — „Werden die Pferde auch nicht versagen?“ — „Nein, die versagen nie.“ — So ging das Frage- und Antwortspiel dauernd hin und her, machte mich schließlich ganz nervös.

Plötzlich wurden die Pferde sehr unruhig, schnauften laut und wollten nicht mehr vorwärts. Ich ahnte sofort, was los war, sagte aber nichts. Da rief mein, neben mir stehender türkischer Kutscher: „Effendim, Curtlar!“ (Herr, Wölfe.) — „Still“, schielte ich ihn an, übergab ihm aber die Reinen und machte mich fertig zum Schießen. Der Bulgare, den ich mit seiner Frau hinten im Schlitten verstaubt hatte, verstand auch türkisch. Auf das Wort „Curtlar“ sprang er wie elektrifiziert auf, sah mich um und gebärdete sich wie ein Rasender. Ich mußte ihn sehr dringend bitten, sich ruhig zu verhalten und mich nicht zu behindern, wenn ich gezwungen sein würde, zu schießen.

Die Situation war nichts weniger als gemächlich; Geistesgegenwart und Aufmerksamkeit waren geboten. Die Pferde scheuten nach rechts. Ich hielt mit der Flinte nach links und schob in die Dunkelheit hinein. Für alle Fälle entledigte ich mich meiner Mäntel und Decken und machte auch meinen Revolver und das große Jagdmesser klar. Ich hatte schon öfter unliebsame Begegnungen mit Wölfen erlebt und kannte deren Furcht in strengem Winter, wenn sie vom Hunger geplagt wurden. Man konnte eventuell einen Angriff von ihnen erwarten. Ich stand auf, trat auf den Sitz und versuchte, die Dunkelheit mit meinen scharfen Augen zu durchdringen. Da stukten wieder alle vier Pferde zugleich. Schnell hintereinander gab ich über die Köpfe der Pferde hinweg mehrere Revolvergeschüsse nach vorn ab. Es unterlag für mich keinem Zweifel mehr — wir wurden von Wölfen bedroht.

Rechts von uns tauchten zwei Lichter auf. „Hier rechts muß ein Dorf sein“, rief die vor Angst bereits halbtote Dame. — „Bitte, fahren Sie in das Dorf hinein“, bat der Bulgare. „Ich kenne hier einen Bauer, der wird uns gern Nachtquartier gewähren.“ Dem jämmerlichen Flehen des verängstigten Ehepaares mußte ich schließlich nachgeben. Ich erklärte zwar, daß ich in dem Dorf nicht Bescheid wüßte, und wir vielleicht in irgend einer Dungsgrube enden könnten. Es half alles nichts — lieber in die Dungsgrube, als hier von Wölfen aufgefressen werden.

Von Wölfen war zwar keine Spur mehr, aber trotzdem traten wir kurze Zeit darauf bei dem bewußten Bauer ein. Das Haus, eine niedrige Lehmhütte, bestand eigentlich nur aus einem großen Raum, an dessen einer Seite ein mächtiges Holzfeuer unter offener Esse loderte. Ich sah zunächst nur eine Menge Menschen herumwimmeln, aus der sich allmählich vor meinen von der nassen Kälte etwas getriebenen Augen ein Vater, eine Mutter, zwei erwachsene Töchter und kleinere Bengels entwickelten. An dem Türpfosten im Zimmer hing ein mächtiges, frisch geschlachtetes Schwein. Meine Gäste waren glücklich, unter Dach und Fach zu sein; mir gefiel dieser Aufenthalt weniger. Der Bauer schnitt mit seinem Taschmesser einen großen Fetten Fleisch aus dem Bauch des Schweins, steckte dies auf einen eisernen Spieß, den der eine seiner hoffnungsvollen Söhne am Feuer dauernd drehen mußte. Aus dem Dorfrug wurde Schnaps und Wein in großen Mengen herbeigeholt, und bald saßen wir alle vor dem Feuer, aßen und tranken, bis die ganze Gesellschaft — mit Ausnahme des toten Schweins — so

ziemlich den Anshluß erreicht hatte. Der Finanzmann und seine Gattin feierten — ihre Lebensrettung! Die Nacht kampierten wir alle in diesem einzigen Raum, und zwar auf ebener Erde.

Der Morgen brachte einen herrlichen Wintertag. Aber die weiten Schneeflächen der Dobrutschasteppe fielen die Strahlen der aufstehenden Sonne. Ich war entzückt von der Schönheit dieses Bildes, das man eben nur in der Steppe finden kann. Meine Gäste hatten weniger Verständnis dafür; sie blickten nur immer rechts und links des Schlittens auf den Schnee und suchten nach Fährten von Wölfen, von denen sie sicher aufgefressen worden wären, wenn wir nicht in dem Bauerndorf übernachtet hätten. Ich ärgerte mich, daß ich dadurch einen wunderbar schönen Jagdtag versäumt hatte. Aber schließlich hatte ich auch die Nacht mir etwas Neues gebracht. Mit neun Menschen und einem toten Schwein hatte ich noch nie in einem Zimmer zusammen übernachtet!

Der Geständnis-Mayer.

Von CARO BRACHVOGEL.

Er hieß so, nicht weil er Geständnisse machte, sondern weil sie ihm gemacht wurden. Nicht etwa Liebesgeständnisse, sondern düstere, blutige, von der Nachtseite des Lebens. Er war nämlich Untersuchungsrichter, und zwar einer, wie die Justiz ihn alle zwanzig oder dreißig Jahre einmal findet, vorausgesetzt, daß sie Glück hat. Woran es lag, hätte niemand sagen können, aber ihm gestand jeder Verbrecher, mochte er vorher auch noch so hartnäckig geleugnet haben. Also ein Inquisitor? Ein Mann der seelischen Daumenschrauben? Oder einer, der zum Gemüt sprach, von dem auch beim Schwerverbrecher ein Restchen in der verborgenen Herzensfalte glimmt? Oder am Ende ein Hypnotiseur mit faszinierendem Blick und geheimer unwiderstehlicher Suggestionskraft? Nichts von alledem. Seine freundlichen Augen erzählten, daß dieser Mann nichts von seelischen Daumenschrauben wußte, seine ein wenig in die Höhe strebenden Mundwinkel verrieten, daß er vom „ins Gemüt reden“ wohl nicht viel hielt, und in dieser mittelgroßen, ein wenig gedrunghenen Gestalt wohnte gewiß keine andere Kraft als die einer guten physischen und psychischen Konstitution. Was es war, hätte also niemand sagen können, aber es war. Die jungen Referendare, die bei Gericht arbeiteten, streckten neugierig die Hälse vor, wenn sie ihn durch die Gänge des Justizpalastes schreiten sahen, und jeder von ihnen wünschte zu werden und Geltung zu haben wie er. Die älteren Kollegen beneideten ihn, hatten früher wohl versucht, ihm seine Geheimkunft abzulernen, aber es war vergebliche Mühe gewesen. Sie kannten nur den ordnungsgemäßen Gang und Erfolg, er aber verbrachte immer wieder das Unverhoffte, das scheinbar Unmögliche. Wenn sie ihn fragten, wie er es denn anstelle, daß die geheimsten Schreine sich vor ihm aufstäten, wußte er es selbst nicht. Meinte beinahe betreten: „Sie gestehen mir eben. Wie, das weiß ich selbst nicht. Es ist auch von Fall zu Fall anders.“

Da aber kam ein Fall, der die Geschicklichkeit des Geständnis-Mayers auf eine schwere Probe stellte. In einem gottverlassenen Nest, zwei Gehstunden von der Bahn entfernt, war, versteckt in einem Heuschobers, die Leiche einer Bauernmagd, von vier Revolvergeschüssen durchbohrt, aufgefunden worden. Das verzerrte Gesicht, die verrasteten Haare, deuteten darauf hin, daß der Ermordung (denn nur um Mord konnte es sich handeln) ein Kampf mit dem Mörder vorangegangen sein mußte. Wer aber war der Mörder? Aus jedem Haus des kleinen Nestes deutete ein Finger auf Simon Sebald, der, nach Besitz und Bildung nicht mehr Bauer und noch nicht Gutsherr, seinen abgelegenen Hof mit dieser Magd, einem Knecht und einer Stocktauben Haushälterin bewirtschaftete. In seinem Heuschobers, der etwa zehn Minuten vom Hofe entfernt stand, war die Leiche gefunden worden. Alle rundum wußten, daß Sebald Beziehungen zu dieser Magd unterhalten hatte. Er war in der ganzen Gegend sehr unbeliebt, denn er galt als roh und heimtückisch, daneben auch als sehr gerissen in allen Dingen, die mit Gericht und Gerichtswesen zusammenhingen. Das Gesinde auf dem Hof blieb nie lange, denn er verstand es, die Leute auszuschinden.

Eitliche Tage, ehe der Mord stattgefunden haben mochte, war der Knecht nach einem heftigen Wortwechsel mit seinem Herrn von diesem Knall und Fall entlassen worden. Die taube Wirtschaftlerin lag seit Wochen im Krankenhaus. Die Magd war sonntäglich gepudert mit Gut und Geld zum Jahrmarkt ins Dorf gegangen. Sie sollte nicht lebend in den Hof zurückkehren.

Die Polizei hatte die peinlichste Untersuchung des Falles vorgenommen, aber nicht eine Spur eines Beweises gegen Sebald entdecken können. Auch im geheimsten Winkel keine Waffe, keine Patrone oder Patronenhülse.

Alles war durchstößt worden, vom Speicher bis zu dem Holzstoß rund um das Haus. Sämtliche Kleider Sebalds waren mikroskopisch untersucht worden, nichts deutete darauf hin, daß der Kampf der Ermordeten mit ihm stattgefunden hatte. Ruhig, mit einem höhnischen Blitzen in den verschlagenen Augen, sah Sebald den Bemühungen der Polizisten zu. Weigerte nichts, gab über alles bereitwillig Auskunft, nahm sich nicht einmal die Mühe zu leugnen oder seine Unschuld wortreich zu beteuern, sagte nur gleichmütig: „Beweist mir die Tat! Ohne Beweis kein Verbrechen und kein Richterpruch. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich unschuldig bin — die Tatsachen sprechen für mich. Sprächen sie gegen mich, so müßtet ihr einen Beweis in Händen haben!“

Er kam vor den Geständnis-Mayer. Dieselbe Haltung, dieselben Worte.

„Beweise Sie mir, daß ich schuldig bin!“

Von dieser blanken Unverschämtheit wurde selbst der Geständnis-Mayer einen Augenblick verwirrt. So etwas war ihm doch noch nicht vorgekommen. Kreuzfragen hin und her, Versuche, den Täter in die Enge zu treiben, zu Widersprüchen zu bringen, zu überführen, alles vergebens. Sebald blieb dabei: „Beweisen Sie mir die Tat!“

Nichts anderes war aus Sebald herauszubringen. Der Untersuchungsrichter gab sich die größte Mühe: „Legen Sie doch ein Geständnis ab! Das Leugnen hilft auf die Länge doch nichts! Alle Indizien sprechen gegen Sie!“

„Indizien sind keine Beweise!“

Mayer sah ihn prüfend an, lächelte dann ein wenig und meinte: „Gut. Lassen wir die Sache für heute sein. Wenn der rechte Augenblick gekommen ist, werden Sie selbst alles sagen!“

Sebald grinste und sah ihn mit geringschätzigem Hohn an. So ging es nun durch mehrere Wochen. Immer wieder Verhör unter Heranziehung neuer Verdachtsmomente, und immer wieder: „Beweisen Sie mir die Tat!“ Worauf der Geständnis-Mayer jedesmal freundlich lächelte: „Eines Tages werden Sie mir von selbst alles sagen!“

Aber Sebald sagte nichts, und der Tag schien nahe, an dem man ihn wegen Mangel an Beweisen aus der Untersuchungshaft würde entlassen müssen. Vorher aber versuchte man noch das in solch hartnäckigen Fällen gebräuchliche Mittel: man gab Sebald einen Zimmergenossen. Gegen Ihresgleichen werden Verbrecher oft mitteilhaft oder auch verraten sie im Schlaf, was sie wachend ableugnen.

Einige Tage vergingen. Der Späher wußte nichts zu berichten. Auch ihm gegenüber blieb Sebald verschlossen, höhnisch. Nach zehn oder zwölf Tagen aber änderte sich das Bild. Sebald verriet sich zwar nicht mit Willen, aber im Schlaf. Sprach im Traum abgerissene Worte — schrie — brüllte — „Das Weibsbild! — Hin muß sie werden — Jawohl, hin! — Und erst der Bankert! Du — ich! Hin muß sie werden!“

Der Geständnis-Mayer nahm alles gebührend zur Notiz und — wechselte den Zimmergenossen. Auf einen Menschen soll man sich in solchen Fällen nicht verlassen: Die Eitelkeit der Leute ist groß. Unbedeutlich erfinden sie alles Mögliche, um sich wichtig zu machen.

Der Bericht des zweiten Spähers lautete ganz ähnlich. Da ließ Mayer Sebald kommen, sprach, immer in seinem freundlichen Ton: „Sebald, Sie haben Ihre Tat nun etliche Male im Schlaf verraten. Wollen Sie jetzt nicht auch mir ein Geständnis ablegen? Durch hartnäckiges Leugnen verbessern Sie Ihre Lage nicht. Im Gegenteil. Seien Sie ein Mann und bekennen Sie!“

Zum erstenmal erfolgte das höhnische Blinken in den verschlagenen Augen. Doch wiederum sagte er: „Beweisen Sie mir die Tat! Traumreden sind kein Beweis!“

Und der Geständnis-Mayer meinte freundlich: „Nun ja, Sie werden mir schon noch gestehen!“

Und nun hub ein Kampf an, wie ihn das Untersuchungsgefängnis vielleicht noch nie gesehen hatte: Sebalds Kampf mit dem Schlaf.

Nicht der Untersuchungsrichter, nein, er selbst, sein eigener Schlaf war sein Feind, sein Verräter geworden! Ihn durfte er nicht mehr verlassen! Ihn mußte er besiegen, nicht nur Nacht um Nacht, sondern auch Tag um Tag; denn das überwachte Gehirn, die entzündeten Augen wollten in der Helle nachhaken, was sie in der Nacht versäumen mußten. Grausam war Sebald gegen sich. Sah, zerklüftet von Müdigkeit, verdurstend nach Schlaf, auf dem harten Rand seines Lagers und starrte in die Finsternis, die ihn verraten hatte. „Nie wieder!“ schrie es in ihm. „Nie wieder darf sie mich verraten!“ So lag er mit zusammengebißenen Zähnen, schwankend vor Erschöpfung, bis das erste Morgenrauschen heraufdämmerte. Immer wieder wollte Schlaf ihn umschmeicheln, Müdigkeit ihn umfassen: „Komm her, strecke dich aus! Nur eine Stunde lang! Nur eine halbe Stunde

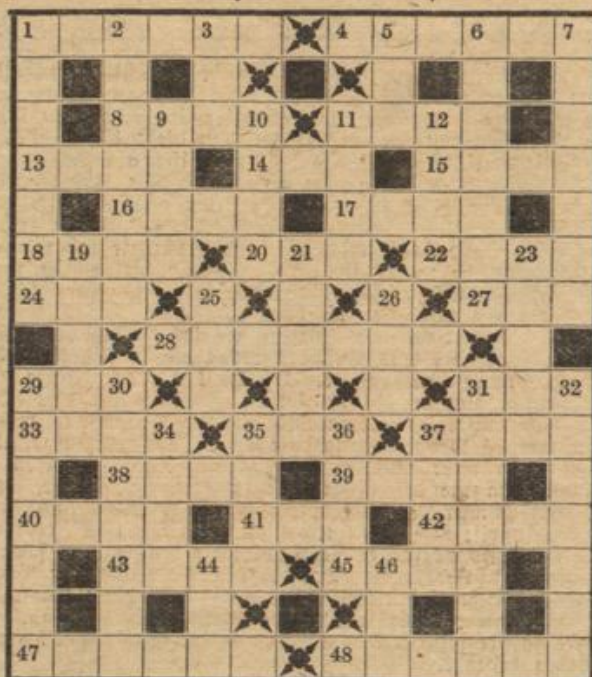
lang!“ Er aber war taub und hart und widerstand. Versank er einmal für Minuten in ein vergessendes Dämmern, dann fuhr er gleich wieder auf, fragte sich, fragte die Nacht, ob sie ihm abermals entrissen hatte, was doch sein tiefes Geheimnis bleiben mußte. Schlimmer aber noch als die Nacht war der Tag. Da zwang es ihn immerzu, in den Zügen des Genossen zu forschen, zu wühlen, — stumm zu fragen, ob er nicht doch unversehens — Schrecklich schien ihm das Gesicht des anderen — verräterisch — unerbittlich. — Man mußte sich vor ihm in acht nehmen, beinahe mehr noch, als vor sich selbst und dem Schlaf.

Sein ganzes Leben war jetzt nur mehr ein Belauern. Belauerte sich — belauerte den anderen. — Wußte nicht mehr, was entsetzlicher war: der Tag oder die Nacht. — Mayer verhörte ihn noch etliche Male, immer mit dem freundlichen Schlafwort: „Nun ja, eines Tages werden Sie es mir gestehen!“

Beim letzten Verhör starrte Sebald ihn mit verglasten Augen an. Bei den freundlichen Schlafworten aber schrie er auf und hielt sich die Ohren zu. Kein Mensch kann auf die Dauer ohne Schlaf leben. Ohne Schlaf und mit dem Bewußtsein der grausigen Tat.

Eines Morgens war Sebald tot. Er hatte sich erhängt. Auf dem Tisch lag ein Zettel: „An den Herrn Untersuchungsrichter. Ich hab's getan!“

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Insel im Mittelmeer. 2. Altgriechische Stadt. 3. Russischer Fluß. 5. Fisch. 6. Berg. 7. Apostelbrief. 9. Arzneipflanze. 10. Zahlwort. 11. Mädchenname. 12. Italienisches Seebad. 19. Fruchtbarer Landboden. 21. Göttin der Jagd. 23. Raushgift. 25. Getränk. 26. Weibliches Kind. 29. Männername. 30. Spitzsäule. 31. Summkrankheit. 32. Stadt in Schleswig. 34. Griechischer Gott. 35. Raubtier. 36. Verbrecher. 37. Russischer Geistlicher. 44. Baumteil. 46. Männername. — Wagerrecht: 1. Papageienart. 4. Reitbahn. 8. Kante eines Gefäßes. 11. Altes Maß. 13. Hansstrid. 14. Alkoholisches Getränk. 15. Teil des Auges. 16. Musikzeichen. 17. Insektenlarve. 18. Bauernhaus. 20. Mädchenname. 22. Nebenfluß der Elbe. 24. Ausruf. 27. Geographische Bezeichnung. 28. Dichtertrüb. 29. Abkürzung für 29 (senkrecht). 31. Monat. 33. Nachsch. 35. Körperliche Erfrischung. 37. Vertrag. 38. Mädchenname. 39. Götzenbild. 40. Ballspiel zu Pferde. 41. Bündnis. 42. Taufzeug. 43. Nebenfluß der Donau. 45. Stadt in Westfalen. 47. Staat in Nordamerika. 48. Musikstück.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 3: Wagerrecht: 1. Tiara. 6. Reichswehr. 7. Lorch. 8. Year. 10. Ina. 12. Pferd. 13. Benno. 14. Ost. 16. Amur. 18. Seal. 19. Krottschin. 20. Eppich. — Senkrecht: 1. Teich. 2. Arjen. 3. Abel. 4. Merseburg. 5. Rheinwein. 7. Lepra. 9. Raoul. 10. Ido. 11. Abt. 15. Stolz. 17. Rose. 18. Schach.